

Borislav Mikulić  
Faculty of Humanities and Social Sciences  
University of Zagreb

## Modelle oder Metaphern? Bemerkungen zur ,Übertragung' in Wissenschaft und Philosophie

**Zusammenfassung** *Der Beitrag behandelt die Annahme von der Universalität der Metapher sowie ihre Rolle im Diskurs der Philosophie und Wissenschaft. Im ersten Teil wird die These von der Metapher als "all pervading means" (I. Richards) und ihr Einfluss auf den Metadiskurs über Philosophie und Wissenschaft in Beiträgen etlicher gegenwärtiger Epistemologen der Wissenschaft und Sprachphilosophen erörtert. Ziel ist einerseits zu zeigen, dass diese Universalisierung der Metapher weitgehend eher als stillschweigende Verwechslung von Metaphern mit Modellen und Analogien denn als Herausarbeitung der vermuteten konstitutiven Rolle von echten Metaphern im rationalen Diskurs durchgeführt worden ist. Auf dieser Grundlage wird im zweiten und dritten Teil versucht, zusätzliche Argumente für die Verortung der traditionell angenommenen "Irrationalität" von Metaphern zu geben, um die Relevanz des Unterschieds zwischen der Wörtlichkeit der zugrundeliegenden Sprachfunktionen einerseits und der in metaphorischen Äußerungen enthaltenen emphatischen Aussage neu zu überdenken. Hiermit wird ein andersartiges, auf 'normale' sprachliche Funktionen gestütztes Modell der Einschätzung von Metaphern als universell, legitim und epistemisch innovativ im rationalen Diskurs der Philosophie und Wissenschaft nahegelegt. Eine derartige Sicht auf Metaphern gestattet, den Glauben an den universellen Charakter der Übertragung in Sprache und Denken in der Universalität der sprachlichen Funktionen zu begründen und die Metaphern doch als das anzusehen was sie in Wirklichkeit sind: als speziellen, und doch charakteristischen Teil der Sprache, ohne den keine Einsicht in den differenziellen und materiellen Charakter der Sprache möglich zu sein scheint.*

121

**Schlüsselwörter:** *Epistemologie und Linguistik der Übertragung, Universalisierung der Metapher, Metaphern und Modelle, Ort der 'Irrationalität', metaphorische Wörtlichkeit*

Die Aufwertung, die die Metapherthematik im analytisch-philosophischen Metadiskurs über Wissenschaft und Philosophie schon in den 60er Jahren durch Max Black erfahren und sich in der an ihn anknüpfenden angelsächsischen Philosophie der Wissenschaft bis in die späten 90er Jahre hinein verstärkt hat, geht bekanntlich auf eine mehrfache sprach-, diskurs- und erkenntnis-philosophische Motivation bei Black zurück<sup>1</sup>. Es handelt sich, genauer gesagt, einerseits um die analytisch-philosophische Anerkennung des alltäglichen Sprachgebrauchs

<sup>1</sup> Black 1962, 1979; Hesse 1980; Indurkha 1993. Vgl. auch neuere Beiträge in Radman (ed.) 1995.

und die entsprechende Umdeutung der logischen Sprache als eines unter (potentiell) unendlich vielen Sprachspielen in Wittgensteins "Philosophischen Untersuchungen". Andererseits schöpft sich Blacks "Metapherfreundlichkeit" aus der Neufassung einer "Philosophie der Rhetorik" bei I. Richards. Für Black geht es darum, dass die Metaphern, einschließlich der sogenannten "gewagten" bzw. poetischen Metaphern, ein konstitutiver und legitimer Bestandteil unserer natürlichen Sprache und nicht bloß deren Schmuck seien; zum anderen, dass Metaphern im strikten Sinn des Wortes als innersprachliche Erscheinung einen beträchtlichen Anteil ebenso an Vermittlung wie Generierung neuer Erkenntnis hätten.

122

Ersterer Gedanke, der sich aus einer alten und immer wieder auflebenden Erkenntnis schöpft, dass die Metaphern "an all pervading means of language" seien (Richards 1932), ist über den strikten Sinn des Terminus zu einer Art Hintergrundannahme von der grundsätzlichen bzw. prinzipiellen Metaphorizität der Sprache als solcher geworden, in der sich die analytische Philosophie einerseits und die kontinentalhermeneutische, auf die romantisch-philosophische Tradition und insbesondere auf Nietzsche zurückgehende Sprachphilosophie überkreuzen.<sup>2</sup> Diese Hintergrundannahme bildet den gemeinsamen Nenner vieler, untereinander divergierender metaphortheoretischer Ansätze, seien sie sprachphilosophischer (analytischer, hermeneutischer oder neostrukturalistischer) Prägung<sup>3</sup> oder erkenntnis- und wissenschaftstheoretischer Ausrichtung. Ausnahmen von dieser "alles durchdringenden" Überzeugung unter den sogenannten "Metapherfreunden" (ein Ausdruck Max Blacks) sind nicht zahlreich<sup>4</sup>. Daraus entsteht der Eindruck, dass eine positive Einstellung zur theoretischen Aufwertung von Metaphern im sog. rationalen Diskurs der Philosophie und Wissenschaft zugleich auch an eine generelle relativistische Auffassung von Sprache, Wahrheit und Erkenntnis gekoppelt ist. Das ist meines Erachtens eine fragwürdige und keinesfalls zwingende Konsequenz, die im Folgenden näher dargestellt und hinterfragt werden soll.

## 1. Relativismus und Modelltheorien

Der angeblich relativistische Zug der metaphortheoretisch interessierten Literatur findet sich in der oben genannten Überzeugung wieder,

2 Black 1962, 1979; Hesse 1980; Indurkha 1993. Vgl. auch neuere Beiträge in Radman (ed.) 1995.

3 Vgl. hierzu Wheeler 1984 in Lepore (ed.) 1984; neuerdings auch Martin 1994, in Dasenbrock (ed.) 1994.

4 Vgl. Derrida 1972 und Derrida 1979, Lakoff und Johnson 1980, Kittay 1987; zuletzt auch Debatin 1996.

dass die Metaphern einen wesentlichen Anteil an Generierung, Konzeptualisierung und Vermittlung *neuer* Erkenntnisinhalte haben sollen. Von dem Befund, dass die Metaphern erhellend seien und eine “andersartige Sehweise” ermöglichen, die ihrerseits neue oder gar völlig ungeahnte Aspekte eines Sachverhalts zutage förderten,<sup>5</sup> ist die später erfolgte metaphorologische Epistemologie und Wissenschaftstheorie zu einer qualitativ und typologisch anderen Überzeugung fortgeschritten. So galt es, dass die sogenannten “poetischen Metaphern” zwar erhellend für die wissenschaftlichen Forschungs- und Explikationsverfahren sein könnten, doch eher sollte man die Metaphern als normale sprachliche Hilfsmittel auffassen und zu heuristisch-methodologischen Zwecken heranziehen (Boyd: 1979).<sup>6</sup> Oder man griff zu der Annahme, dass die Metaphern sich mehr als bloß heuristisch verwerten ließen. Sie seien als “theoriekonstitutiv” anzusehen und dies wiederum in zweifacher Hinsicht: einerseits, weil alle wissenschaftliche Forschungsarbeit und dementsprechend alle erkenntnisbringende theoretische Beschreibung wesentlich nur “metaphorisch” sei, d.h. durch eine mit Hilfe von Modellen beschreibbare Übertragungsverfahren könne (vgl. etwa Hesse: 1980). Andererseits (etwa bei Kuhn: 1979), weil die ursprünglich als “heuristische device” dienenden Metaphern dem neu erschlossenen Gegenstand selbst “eingeschrieben” blieben — nämlich als Bestandteile des jeweils gültigen theoretischen Paradigmas, das die wissenschaftliche Erkenntnis organisiere. Demzufolge wird, um es mit einer Metapher zu veranschaulichen, die Wittgensteinsche Leiter-Metapher nicht weggeworfen, sondern gleichsam mit in die Theorie aufgenommen.

123

Diese letztere, radikalere und zweifelsohne weitaus attraktivere Version der prinzipiellen und universellen Metaphorizitätannahme für theoretische Diskurse scheint jedoch die metaphortheoretischen Ansätze in der Wissenschaftsphilosophie derart überfordert zu haben, dass sie deskriptiv nicht eingelöst werden konnte<sup>7</sup>. Metaphertheoretische Ansätze lassen erkennen, dass die paradigm- bzw. modellorientierte Wissenschaftstheorie die Metaphorizität von Sprache und Denken nur so weit zu erklären vermag, wie die Darlegung der Funktionsweise von Model-

5 Vgl. vor allem Ricoeur 1975 (gegen Derrida) und MacCormac 1985 (gegen Lakoff und Johnson 1981).

6 So Max Blacks frühe Überzeugungen zur Leistungsfähigkeit der sog. poetischen Metaphern, die er aber unter dem Einfluss von Hesses Aufarbeitung seiner ursprünglichen Einsicht von 1959 zunehmend zugunsten einer (weiter unten zu kommentierenden) Umdeutung von Metaphern in Modelle aufgab; vgl. Black: 1979 in Ortony (ed.) 1979, dt. in Haverkamp (Hrsg.) 1983.

7 Wiederaufgegriffen von Kittay 1987; auch Haack 1994.

len in der wissenschaftlichen Praxis es ermöglicht; diese Funktion fällt ihrerseits im Wesentlichen mit analogischen Denkprozeduren zusammen (Hesse 1963).

Eine überwiegende Mehrheit der Arbeiten über die Erkenntnisleistung von Metaphern in Philosophie und Wissenschaft lässt einerseits erkennen, dass es sich dabei nicht um Metaphern *stricto sensu*, sondern um Modelle handelt<sup>8</sup>. Andererseits zeichnen sich Modelle nicht nur dadurch aus, dass sie selbst Ausschnitte bzw. Exemplare der realen Welt darstellen und insofern als Repräsentanten ähnlicher Objekte gelten können, sondern auch dadurch, dass sie von einer typischen Als-ob-Haltung des theoretisch bzw. wissenschaftlich interessierten Subjektes gegenüber den zu erforschenden Gegenständen und Inhalten begleitet werden.<sup>9</sup> Es ist die Haltung, die sich in bestimmte propositionale Einstellungen wie "Ich weiß, dass S nicht P ist" bzw. "Ich nehme an, dass S und P ähnlich oder teilidentisch sind" umformulieren lässt. Der linguistische und logische Status von Metaphern im engeren Sinne bzw. deren grammatische *Ist*-Struktur und der damit direkt ausgedrückte Prädikations- bzw. Attributionsanspruch, bleiben davon unberührt<sup>10</sup>. Der unüberwindbar scheinende Unterschied, ja die gegenseitige Irreduzibilität von Metaphern und Modellen, in dem sich auf der Ebene wissenschaftlicher Modelltheorien in Wahrheit nur der etwas paradox erscheinende Unterschied zwischen Metaphern und figurlichen Vergleichen wiederholt, basiert auf einer eigentümlichen Asymmetrie zwischen der mit der metaphorischen Äußerung ausgedrückten Proposition und ihrer als zwingend anzunehmenden ontologischen Voraussetzung: die *Ist*-Struktur der metaphorischen Aussage (eines Ausdrucks also wie etwa "S ist Pmet") drückt eine Proposition (p) aus, die notwendigerweise die Unwahrheit ihrer wörtlichen Bedeutung impliziert: die Proposition, S ist P, kann (in der Ontologie der realen Welt) unmöglich der Fall sein, es sei denn S oder P werden nicht wörtlich verstanden, und — wie weiter unten noch genauer zu zeigen sein wird — dies gilt lediglich von einem *bestimmten* Fall unter den möglichen Fällen wörtlicher Bedeutung. Im Unterschied hierzu impliziert

124

8 Sehr bezeichnend scheint diesbezüglich der Fall MacCormacs, eines der prominentesten Metapherepistemologen zu sein, der seine frühere Meinung, dass die Metapher in Theologie ähnlich wie in Wissenschaft funktioniert (MacCormac 1976), stark revidiert hat (vgl. MacCormac 1985).

9 Für eine Übersicht theoretisch heterogener philosophischer Literatur über Metaphern vgl. Mikulić 1999.

10 Für neuere Beiträge zur Mögliche-Welten-Semantik der Metapher vgl. etwa Pafel 2003.

ein heuristischer Modellgebrauch, der sich etwa mit dem Ausdruck “S ist P<sub>mod</sub>” formulieren ließe, nicht, dass ‘S ist P’ nicht der Fall sein kann; der Ausdruck gründet nämlich auf einer, meist unausgesprochen bleibenden Vorwegannahme methodologischen Charakters, nämlich der, dass S wie P ist, und schließt außerdem nicht die Möglichkeit aus, dass die beiden Relate, S und P, sich entweder als identisch oder teilidentisch (ähnlich) erweisen könnten. Die Erkenntnis, dass und inwieweit dies der Fall ist oder (gewöhnlich) nicht ist, macht den Gewinn bzw. den Fortschritt einer modellorientierten Forschung aus. Weil Modelle nach dem Gebrauch weggeworfen werden, liegt es nahe, dass der *metaphorische* Anteil an ihrem Status eher dem der Wittgensteinschen ‘Leiter’ gleicht als dass sie systematisch mit Metaphern gleichgesetzt werden könnten. Denn eine Leiter wird nach dem Klettern auch zum Herunterkommen benötigt. So eignet sich Wittgensteins Leiter-Metapher eher zur Explanatation von Modellen als von Metaphern selbst.

125

Hiernach gilt es festzuhalten, dass Metaphern und Modelle auf einer unterschiedlichen Logik der Implikation beruhen, die tiefer liegt als es die vordergründige Ähnlichkeit ihrer gemeinsamen Übertragungsstruktur nahelegt.<sup>11</sup> Die wissenschaftsphilosophisch orientierten Metaphertheorien scheinen diesen unverkennbaren Unterschied weitgehend zu übersehen oder zu verdrängen. So erscheint Kuhns Forderung, dass die Metaphern als theoriekonstitutiv angesehen werden sollten, innerhalb des von ihm selbst inaugurierten wissenschaftstheoretischen Ansatzes nicht nur als uneingelöst, sondern vielleicht auch als *uneinlösbar*. Denn obwohl die moderne wissenschaftstheoretische Metapherforschung zwar im guten Glauben und mit einem gewissen Recht deren Rationalität behauptet, werden die Metaphern stillschweigend und unreflektiert auf Modelle reduziert.<sup>12</sup> Die den Metaphern angeblich inhärente “Irrationalität”, deren Annahme sich aus dem Glauben an eine eigentümliche Sprunghaftigkeit, “twist” (M. Beardsley) oder ähnlich rätselhafte Effekte schöpft, gerät zunehmend in Vergessenheit. Damit schwindet zugleich aber auch das Bewusstsein davon, dass die Metaphern in ihrer “starken”, “diaphorischen” (S. Wheeler), ja “poetischen” Form, deretwegen sie die Aufmerksamkeit der Philosophen von Aristoteles bis hin zu

11 Vgl. hierzu Mikulić 1996.

12 So das Sonnensystem für die Atomstruktur in der älteren Atomphysik oder Hirnfunktionen als Modell für die Funktionsweise von Computern, wobei sich allerdings die Richtung der Forschung neuerdings umzukehren scheint, von Computern auf die Funktionsweise des menschlichen Gehirns hin (vgl. MacCormac in Radman (ed.) 1995, auch Schneider (Hrsg.) 1996).

Black überhaupt auf sich gezogen haben, seit etwa 1980 kein Thema einer eigenen philosophischen Reflexion mehr sind. Gleichwohl sind es gerade diejenigen Aspekte der Metaphern, die für die schon von Aristoteles behauptete Kongenialität, Unlehrbarkeit und Erkenntnisfähigkeit von Metaphern verantwortlich zu sein scheinen. Die Metaphorik im rationalen, an Wahrheitserkenntnis interessierten Diskurs kommt somit Derridas “weißer Mythologie” nahe, die behauptet, dass eine *theoretisch vergegenständlichende* philosophische Metapherreflexion unmöglich sei, weil die Metaphern in Wirklichkeit “Philosopheme”, d.h. Operatoren der Philosophie selbst und nicht Theoreme seien (Derrida 1972). Dennoch erheischt deren Präsenz im Diskurs — trotz oder dank des “Theorieverbots” für Metaphern durch Derrida — eine Klärung gerade wegen der von Derrida vermuteten *‘vérité en métaphore’*.<sup>13</sup>

## 2. Lozierung der ‘Irrationalität’

Tatsächlich ist es unschwer einzusehen, dass das traditionelle Irrationalitätspostulat über die Konstitution der Metapher zunächst nur die pragmatische Seite betrifft, nämlich die Frage ihrer subjektiven und intersubjektiven Produktion. Das Postulat impliziert, dass jede/r Sprecher/Sprecherin die Metaphern sozusagen aus sich selbst herausholen muss. Folglich können wir in der Tat nicht mit letzter Entschiedenheit sagen, welche konkreten Metaphern ein/e Sprecher/Sprecherin in einer konkreten Redesituation hervorbringen kann oder welche konkreten Metaphern in einem unvertrauten Text zu erwarten sind. Obwohl gegen dieses Postulat die neuerdings erhobene Erkenntnis zu zeugen scheint, dass Metaphern berechenbar bzw. ausrechenbar sind, d.h. dass aufgrund bestimmter struktureller Charakteristika der Sprache wie der Wortfeldstruktur eine Vorwegnahme konkreter Metaphern möglich erscheint,<sup>14</sup> müssen wir, um dieses “Metapherkalkül” leisten zu können, ebenso die Vorhersehbarkeit von Metaphern in einer konkreten Sprache aufgrund von Angewohnheiten ihrer Sprecher wie konkrete Wortfeldstrukturen einer Sprache kennen.

Oft staunen wir jedoch über konkrete, weit über die Grenzen des Kalkulierbaren und Erwarteten hinausführenden Fälle erfinderischer oder innovativer Metaphern, die zudem auch ästhetisch ansprechend

13 So zuletzt auch bei Debatin 1996, wider seine eigene ausdrückliche Überzeugung (meine ausführlichere Diskussion in Mikulić 1999).

14 Das macht in der Hauptsache die Motivation von Ricœur’s Kritik an Derrida aus (Ricœur 1975).

wirken. Nun darf aber diese pragmatische Seite der “Irrationalität” von Metaphern, in der bekanntlich die Vielfältigkeit der Interpretationsmöglichkeiten von Metaphern angesetzt ist, und zwar sowohl aus der Perspektive des Sprechers (bzw. des Textes) wie auch aus der Perspektive des Hörers (bzw. des Lesers), nicht mit deren linguistischer oder gar logischer “Irrationalität” gleichgesetzt werden. Die letztere beruht, wie oben vorweggenommen und wie im Folgenden genauer darzulegen sein wird, auf der paradoxen, durch die Sprache gewährten *Ist*-Struktur der Rede, die vorsieht, dass eine sich aus wörtlicher Lesart ergebende, auf *Unwahrheit* des “ist” basierende faktische und logische Unstatthaflichkeit der Aussage, von Sprechern und Rezipienten *vorab* verstanden und angenommen worden ist. Diese Paradoxie, die in der metaphorologischen Literatur etwas missverständlich dazu verleitet, die Prädikation selbst (oder gar ihren Wahrheitswert) “metaphorisch” zu nennen<sup>15</sup>, beinhaltet, genauer gesprochen, dass es zur Bedingung der Möglichkeit derartiger *Ist*-Prädikation gehört, dass entgegen dem behaupteten ‘ist’ eines Sachverhalts gleichzeitig das Gegenteil mitverstanden wird, nämlich dass das ‘Nicht-ist’ desselben Sachverhalts gilt. Die transzendental-philosophisch anmutende Formel “Bedingung der Möglichkeit” signalisiert hier jedoch nichts anderes als die Anerkennung der linguistischen Realität einer solchen Prädikation sowie das Bedürfnis, die Basis der logischen Gültigkeit von metaphorischen Aussagen zu klären. Diese ist weder mit der gemeinhin ausgebeuteten Figur der Als-ob-Einstellung zu verwechseln noch mit der (ontologischen) Existenzpräsupposition für den S-Teil der Aussage zu identifizieren (im Sinne von ‘S ist Pmet’).

127

Denn einerseits verwendet man nie ein *metaphorisch intendiertes* ‘ist’ mit der expliziten Einstellung, “Ich nehme nur an, dass S (ein) P ist”, gleichsam als ob ‘S ist P’ (also eine propositionale Aussage mit dem Gehalt p) der Fall wäre; vielmehr spricht man einen Satz wie ‘S ist P’ in vollem Bewusstsein aus, dass, erstens, pmet nie wörtlich (existentiell) der Fall ist, und, zweitens, wenn pmet der Fall wäre wie plit, so wäre die

15 Vgl. Kittay in Hintikka (ed.) 1994. Diese Charakteristik der metaphorischen Redeweise ist aber nicht unbekannt, sie lässt sich in der auf Aristoteles zurückgehenden Erkenntnis wiederfinden, dass viele Metaphern sich den sogenannten ‘*éndoxa*’ (gewöhnlichen Annahmen, allgemeinem Glauben, Vorurteilen) verdanken. Die besagte Charakteristik ist im übrigen auch in der Erkenntnis enthalten, dass es nicht nur epochal und regional unterschiedliche, auf Welt- und Kulturkenntnisse zurückgehende Typen von Metaphern gibt, sondern dass diese Unterschiede mit einer implizit oder explizit operierenden Auffassung des Verhältnisses von Sprache und Welt zusammenhängen. Vgl. hierzu grundlegend Paprotte and Dirwen (eds.) 1985; zur antiken Metapher s. Stanford 1932, Louis 1945, zuletzt auch Debatin 1995 und Baldauf 1997, Mikulić 2013.

Aussage ‘S ist Pmet’ ungültig (d.h. sie würde nicht als eine metaphorische verstanden werden). Trotzdem wissen wir auch, dass pmet genauso einen Fall darstellt wie das entsprechende plit, und dass beide je eine Proposition enthalten, die Gültigkeit, Verbindlichkeit und Wahrheitswert beansprucht.<sup>16</sup>

128

Andererseits darf auch als unmittelbar bewusst gelten, dass die sogenannte “metaphorische Prädikation” (ja auch “metaphorische Wahrheit”) nichts anderes als diese seltsame Verschränkung verschiedener Faktoren — der gewussten “Unmöglichkeit des Falls”, der logischen Gültigkeit der Aussage (Prädikation, Attribution, Identifikation) und der sprachlichen Realität des Ausdrucks — ausmacht. Mit anderen Worten, “metaphorisch” wird eine Prädikation nicht schon und nicht allein durch die “Übertragung” eines “fremden” bzw. zur Sache nicht gehörenden sprachlichen Ausdrucks (eines Namens oder Attributs).<sup>17</sup> Hingegen wird eine uneigentliche Prädikation metaphorisch im starken Sinne des Wortes einzig und allein unter der oben angesprochenen onto-logischen Bedingung der Unmöglichkeit des Falls bei literaler Lesart, und zwar einer bestimmten. Zugespitzt lässt sich dies auf eine programmatische, wenn auch paradoxe Hypothese hin formulieren: Was eine prädikative Aussage metaphorisch macht, ist zugleich auch dasselbe, was sie als eine metaphorische wahrheitsfähig macht bzw. für einen Wahrheitswert offen hält. Mit anderen Worten: Metaphern sind — unter Beibehaltung der ontologischen Bedingung der Unmöglichkeit des existentialen *Ist*-Falls und soweit es ihre linguistische Form auferlegt — sprachliche Formen der Repräsentation von wahren oder falschen Propositionen, genauso wie es die literalen Formen der Rede unter Beibehaltung der ontologischen Bedingung der Möglichkeit des Falls sind.

Vielleicht lässt sich die oft angeprangerte und immer wieder Revisio-nen ausgesetzte “Irrationalität” der metaphorischen Redeweise (wie etwa “paradox predication”, “*prédication impérintente*” oder “category mistake”) etwas präziser mit Hilfe der folgenden Frage thematisieren: Was macht es möglich, die Verständigung zu erzielen mit einer Aussageform, die ihrerseits — auf gewöhnlicher und gut eingeübter *Ist*-Prädikation beruhend — zweierlei vorsieht: erstens dass die *Ist*-Prädikation *als linguistische und logische Form voll und wörtlich* gelten

16 Dies geht bekanntlich auf Nelson Goodmans frühen Essay “Metaphor as Moonlighting” (Goodman: 1979) zurück; vgl. allerdings Goodmans spätere, selbstberichtigende Äußerungen in Goodman: 1984.

17 Vgl. hierzu Tirrell 1991.

soll, und zweitens, dass der mit ihr ausgedrückte propositionale Gehalt nicht als wörtlich existentiell genommen wird? Anders gefragt: Was ist es, was gewährleistet, dass eine natürlich-sprachliche Einheit (wie die finite Verbform "ist") und deren logische Funktion (Prädikation, Identifikation) wörtlich gilt, der mit ihr ausgedrückte Satzinhalt jedoch in einem übertragenen Sinne verstanden wird?

### 3. Faktoren metaphorischer Paradoxie

Eine derart vorgenommene Umformulierung der Frage nach Wesen und Gestalt einer "metaphorischen" Prädikation legt nahe, dass die sogenannte „impertinente“ Prädikation (oder der willentliche Kategorienfehler)<sup>18</sup> nicht deswegen paradox sind, weil darin unerlaubte, quer durch verschiedenartige Kategorienfelder verlaufende Attributionen stattfinden, denn diese Paradoxie lässt sich unschwer auflösen. Dies sind nur streng logisch gesehen "unstatthafte" Operationen, die nur dann gelten, wenn sichergestellt ist, dass die in Frage stehende Rede-weise (also der logische Sprachgebrauch) einer speziellen wörtlichen Lesart verpflichtet ist. Paradox ist die Prädikation hingegen in erster Linie nur deswegen, weil die darin vorliegende *Ist*-Prädikation *dieselbe* (identische oder teilidentische) *linguistische* und *logische Funktion* darstellt wie in wörtlichen Aussageweisen. Demnach soll die Prädikation selbst sowohl nach der gegebenen linguistischen Form wie auch nach der logischen Funktion als das gelten, was sie ist (nämlich eine reguläre Prädikation). Desgleichen muss die Aussage selbst eine Proposition ausdrücken, deren Wahrheitswert feststellbar ist. Nichtsdestoweniger muss gleichzeitig gewährleistet sein, dass ihr *propositionaler Gehalt nicht ontologisch gilt*.

129

Mit einer solchen Umformulierung der Frage nach der Paradoxie der "metaphorischen" Prädikation sollten hier zweierlei Annahmen nahegelegt

18 Es ist eine Auffassung, die von analytischen Metaphertheoretikern nahezu einmütig, aber nichtsdestoweniger falsch Aristoteles zugeschrieben wird: eine "bloß sprachliche" Namensübertragung könnte in der Tat einzig und allein im sogenannten uneigentlichen, unpräzisen, vagen Wortgebrauch resultieren, der die Mehrheit der sogenannten ausdruckschwachen Tropen wie Metonymien oder Synekdochen ausmacht. Ein Beispiel hierfür ist im Deutschen 'daraus fließt' statt 'daraus folgt', das Kant im Hypotyposen-Kapitel seiner *Kritik der Urteilskraft* als kurios und des Erfragens würdig anführt, aber es nicht weiter analysiert. Für eine umfassende philologische und sprachphilosophische Diskussion über die angeblich nur "bloß sprachliche" Definition der Metapher bei Aristoteles und deren unberechtigte Geringschätzung unter den sogenannten Interaktionisten von W. B. Stanford über M. Black bis P. Ricoeur vgl. meine Studie zu Aristoteles und Hermogenes aus Tarsus (Mikulic 2013).

werden: zum einen, dass die *Prädikation* als linguistische und logische Form ihrerseits nicht metaphorisch sein kann; zum anderen, dass es nur eine metaphorische Redeweise in der Theorie ist, sie metaphorisch zu nennen. Denn es gibt nichts, kein linguistisches Mittel und kein logisches Verhältnis, das *die Prädikation als Form* metaphorisch machen könnte. Es gibt nämlich kein metaphorisches ‘ist’ — mithin keine Namensübertragung für die sprachliche *Funktion* selbst — die wir ‘metaphorische Rede’ nennen. Wenn man sagt — um ein sehr häufiges Beispiel in der englisch-amerikanischen metaphorologischen Literatur heranzuziehen — “John *ist* ein Schwein”, dann gilt, (a) man *sagt es tatsächlich*, (b) man verbindet zwei verschiedene Ausdrücke, ‘John’ und ‘Schwein’, vermittelt der Kopula ‘ist’ zu einem formal-sprachlich korrekten, semantisch nachvollziehbaren und logisch konsistenten Satz. Das heißt, man macht aus sprachlichen Bestandteilen ein Subjekt und ein Prädikat und stellt ein logisches Verhältnis zwischen ihnen her. Schließlich (c), man sagt etwas über John aus, indem man die Behauptung macht, *dass* John ein Schwein *sei*. Es ist genau dasselbe, was gilt, wenn man einen Satz bildet wie “John ist ein Mensch”, der erkennbarermaßen einen wörtlichen Status hat.<sup>19</sup>

Daraus wird klar — entgegen der für die frühere analytische Sprachphilosophie charakteristischen Skepsis hinsichtlich der Logizität metaphorischer Aussagen —, dass sich eine verbindliche Aussage über John wie etwa “John ist ein Schwein” fällen lässt, ohne dass, einerseits, John wörtlich ein Schwein ist (d.h. ein Exemplar der tierischen Spezies ‘Schwein’ mit dem Namen ‘John’), oder andererseits, dass er dadurch aufhört zu existieren, dass ihm etwas ontologisch Unzugehöriges zugeschrieben wird. Mit anderen Worten, eine derartige Aussage über John ist nicht dadurch weniger verbindlich oder gültig, dass John ein (wirklich oder fiktional existierender) Mensch und kein (wirkliches oder fiktionales) Schwein ist. Insofern es eine metaphorisch gemeinte und verstandene Aussage ist, impliziert und suggeriert sie überhaupt nicht, dass es einen John gibt, der zoologisch ein Schwein ist. Vielmehr *schließt sie dies zwingend aus*.<sup>20</sup>

19 Deswegen lässt sich behaupten, dass die Art des logischen Verhältnisses, das mit ‘ist’ ausgedrückt wird, genauso variieren kann (und in der Tat variiert) wie in literalen Aussageweisen. Ob eine metaphorische Ausdrucksverwendung attributiven, prädikativen oder identifizierenden Charakter hat, wird jeweils erst in konkreten Fällen der Verwendung des ‘Ist’ entschieden.

20 Dies gilt, auch wenn es bekanntlich Tiere gibt, die Menschennamen tragen, wie oft bei Haustieren oder in fiktionalen Zusammenhängen (vgl. etwa als neuestes Beispiel dieser Art “Ein Schweinchen namens Babe”).

Metaphorische Aussagen berühren die Frage der Existenz der (logischen) Subjekte, auf die sie sich beziehen, offenbar genauso wenig wie die literalen. Das bedeutet auch, dass metaphorische Aussagen genauso wenig, oder gar noch weniger als die literalen, von der Priorität der Existenz des Gegenstands vor der Referenz des Ausdrucks berührt werden. Sie scheinen sich hingegen primär — und das ist in der Tat ein klärungsbedürftiger sprachrelativistischer Zug an den Metaphern — *der Referenz als sprachlicher Funktion zu verdanken*. Dies gilt in zweierlei Richtungen. Zum einen dass sie als ein innersprachliches Phänomen nur aufgrund der Möglichkeit sprachlicher Bezugnahme auf die Welt selbst möglich sind. Zum anderen dass die Referenz ihrerseits als eine wenn nicht einzige, so doch grundlegende sprachliche Funktion erst mit dem Vorkommen von Metaphern *innerhalb* der Sprache überhaupt sichtbar und für die Sprecher nachdrücklich thematisch wird. Darin liegt eine nicht minder zu respektierende *realistische* Eigenschaft der Metaphern als deren interpretative Ergiebigkeit, die sonst zu oft und nicht ganz berechtigt antirealistisch universalisiert wird.

131

Vor diesem Hintergrund lässt sich aber auch gegen die semantiktheoretischen Metapherskeptiker und Metapherkritiker wie Donald Davidson (Davidson 1987) zugespitzt und programmatisch bemerken: Die Metaphern verdanken sich der Referenz als einer der *grundlegenden* Funktionen der Sprache und nicht erst der sogenannten Sprecherreferenz, die die pragmatische Dimension der Sprache betrifft. Desgleichen fängt die Metaphorik auch nicht erst auf der Ebene der Satzsemantik an, wo sich im “normalen”, bzw. literalen Sprachgebrauch die Frage nach dem Wahrheitswert von Aussagen stellt. Was die Referenz angeht, so referieren metaphorisch verwendete Ausdrücke in derselben Weise wie die literal verwendeten. Sie vermitteln Bezugnahme auf etwas, sei es ein physischer oder abstrakter Gegenstand, in derselben linguistischen Form wie literale Ausdrücke. Und dies gilt unabhängig von dem Umstand, dass der jeweilige Gegenstand vorher mit einem Namen belegt und semantisch interpretiert worden ist. Das Wissen um diesen Umstand ist nur eine Bedingung für die Erkennbarkeit des metaphorischen Namensgebrauchs und nicht für die linguistische Referenzfunktion der Neubenennung selbst. Die sogenannte “primäre”, vorhergehende bzw. wörtliche Benennung erstellt nur die Grundlage dafür, dass metaphorische Umbenennungen so referieren, dass sie die literale Bezugnahme entweder ergänzen und ersetzen als beschönigende Alternativausdrücke mit fester Bedeutung (wie beispielsweise ‘der Herbst des

Lebens' für das *Alter*) oder aber ersetzen, verdrängen und sogar außer Kraft setzen (wie beispielsweise bei sogenannten Katachresen oder bei ganz emphatischen, ausdrucksstarken übertragenen Wortverwendungen). Statt nur ein *Seiteneffekt* der sprachlichen Namen-Substitution zu sein, scheinen sie eine eigene logische, semantische und sprachpragmatische Autonomie entwickeln zu können.

Durch diesen, von der wissenschaftstheoretisch orientierten Metaphorologie gepriesenen, aber, wie mir scheint, nicht vollends aufgeklärten Effekt ergibt sich als mögliche Konsequenz, dass den Metaphern eine besondere Funktion besonders dann und dort in der Sprache zukommt, wenn und wo die literale Sprachverwendung "versagt"<sup>21</sup>. Diese Grenzleistung der Metaphern scheint zu sein, dass sie alle Selbstverständlichkeit der als literal geltenden Verbindung von Wörtern und Dingen, sei sie als naturwüchsig oder als konventionell begriffen, zur Disposition stellen. Die Beliebigkeit des Namens, die im literalen Sprachgebrauch nicht (mehr) als Problem empfunden wird, wird im metaphorischen Sprachgebrauch eklatant — wir können anscheinend alles durch alles benennen —, und dies gilt paradoxerweise trotz des Umstands, dass es die Intention von Metaphern ist, den Ähnlichkeitsgrad zwischen 'Namen' und 'Dingen' zu steigern und die Beliebigkeit zu mindern. Die Arbitrarität und prinzipielle Offenheit metaphorischer Benennung scheint in keinem Widerspruch mit dem Prinzip der sprachlichen Motivation durch Ähnlichkeit zu stehen. Die Metaphern berühren offenbar nicht erst den Stil als Ausdrucksebene der Sprache, sondern die sprachliche Referenz- und Benennungsfunktion selbst, und haben demgemäß eine genauer zu klärende Auswirkung ebenso auf Semantik wie auf Lexik und Erkenntnisprozesse.

132

#### 4. Ausgang zum Materialismus

Aus diesem Grund scheint es erforderlich, diejenigen sprachinternen Mechanismen ausfindig zu machen, die die *beiden* Ebenen der Bedeutung und des Ausdrucks *materiell verbinden*. Es geht dabei um bedeutungskonstituierende und -produzierende Mittel (und Funktionen) der Sprache.<sup>22</sup> Die Kategorie des Stils, die bei manchen Auto-

21 Vgl. den wortfeldtheoretisch orientierten Beitrag von Kittay 1987, den die Autorin als Nachtrag zur Unzulänglichkeit von Max Blacks Unternehmen versteht.

22 Vgl. hierzu die Aufwertung von Rhetorik und Stil für die Philosophie durch verschiedene Autoren wie neuerdings etwa B. Vickers (In Defence of Rhetoric, 1988, insb. Kap. 9: The future of rhetoric) und M. Frank (Stil in der Philosophie, 1992).

ren (wie Frank: 1992) zwischen einer Ästhetik der Produktion (Stil als ein /kaum begreifbarer/ Ausdruck der Individualität) und einer Ästhetik der Rezeption (Stil als Plädoyer für Akzeptabilität von Wahrheit) schwebt, scheint einer semiotisch-kritischen Aufarbeitung bedürftig zu sein. Der 'Stil' betrifft die Konstitution des Zeichens (Wort, Satz, Diskurs), die Rhetorizität der Rede greift hingegen in die Semantizität der Sprache als 'System' hinein. Sie scheint sich daher kaum hinreichend nur durch die Kategorie des "Ausdrucks von Individualität" erklären zu lassen. Sollte die Stil­kategorie mehr für die systematische Sprachphilosophie leisten können, so müssen die rhetorischen Figuren in einer Sprache — speziell der philosophischen und wissenschaftlichen — gerade in ihrer Wiederholbarkeit, d.h. über den *status nascendi* hinaus verwertbar sein und auf ihre kognitive Leistungsfähigkeit hin erklärt werden können. Damit wird zwar die sogenannte absolute, in der Leistung des subjektiven Geistes begründete und unwiederholbare Neuheit von sprachlichen Stilfiguren wenn nicht gänzlich aufgegeben, so doch in die Kategorie einer "diskursiven Fremdheit" überführt. Damit ist der Anspruch auf Stil in einer schwächeren Form aufrechterhalten, seine Wiederholbarkeit (Reproduzierbarkeit) jedoch, die als entfremdete Form des individuellen Stils artikuliert wird, wird als "ästhetischer (semiotischer) Überschuss" an Begriffen, dessen epistemischer Anteil an genuin philosophischen Denkprozeduren erst einer neuen Reflexion bedarf, aufgewertet. Insofern als es, zumindest für die Philosophie, nicht nur und nicht primär auf einen unnachahmbar individuellen Anteil an der Zeichenproduktion ankommt, sondern eher auf ein möglicherweise kognitiv fruchtbares Fremdheits- und Befremdlichkeitsverhältnis zwischen Ausdruck und Inhalt, scheint die Kategorie eines semiotischen Materialismus in Bezug auf den Logos der Philosophie und Wissenschaft geeigneter zu sein als die des Stils.

133

Doch der oben beschriebene semantische Überschuss-Effekt der Metaphern scheint nur durch den anderen, bereits angesprochenen metasprachlichen — mithin auch sprach-theoretischen — Effekt möglich. Nämlich dadurch, dass die Metaphern ihre sprachliche Referenzfunktion erst "aufdecken". Sie lässt sich sonst in der literalen Sprachverwendung nur verblasst und auf einige wenige Ausdrücke der Sprache reduziert erkennen. Zugespitzt ausgedrückt, wenn es in der natürlichen Sprache nicht die Metaphern gäbe, würden wir den differentiellen Grundcharakter der sprachlichen Zeichen wahrscheinlich überhaupt nicht erkennen können. Das heißt, erst die Metapher als ein

innersprachliches Phänomen der “Abhebung” der Namen von Sachen macht es möglich, die prinzipielle Differenzialität nicht nur zwischen zwei Zeichen sondern auch zwischen Zeichen und Bezeichnetem zu setzen. Die Funktion der Spracheinheiten, Sachen und Dinge zu bezeichnen, erkennen wir *nicht* an ihrer *Bindung* an Gegenstände, sei sie als primitiv bzw. unmittelbar oder, philosophisch komplizierter gesprochen, als durch Konzepte vermittelt vorgestellt. Wir erkennen sie, umgekehrt, an deren *Abhebbarkeit*, an prinzipieller Unterscheidbarkeit von Gegenständen, die in einer Reihe mit der Differenzialität als der Grundeigenschaft der Zeichenrelation steht.<sup>23</sup>

134

Die Metaphorizität als innersprachliches Phänomen scheint somit die allgemeinste Bedingung für ein Verständnis von Sprache schlechthin zu sein, und genau dies ist die generelle Erkenntnisleistung der Metapher. Sie besteht nicht nur in der Ermöglichung neuer partikularer Erkenntnisse innerhalb einer Sprache, wie es die metaphorfreundliche Theorie der Kognition und Wissenschaft annehmen, sondern in der Ermöglichung der Einsicht in die Funktionsweise der Sprache als solcher. Ohne diese differenzierende Erkenntnis wären wir wahrscheinlich auch außerstande, über die Sprache als Sprache zu sprechen. Ob die menschliche Sprache ohne Metasprache überhaupt noch Sprache wäre, d.h. ob wir ohne die metasprachliche Kompetenz fähig wären, überhaupt zu sprechen, bleibe im gegenwärtigen Kontext dahingestellt.<sup>24</sup> Doch diese generelle Erkenntnisleistung der Metapher scheint nur dank ihrer partikularen Position in der Sprache möglich zu sein und nicht aufgrund eines generellen metaphorischen Charakters von Sprache und Denken. Wenn alles metaphorisch ist, dann ist nichts mehr metaphorisch in der Sprache außer der Sprache selbst. Doch genau dies könnten wir kaum je erfahren.

Auf dieser Grundlage lässt sich mit gewisser Zuspitzung nun auch hinsichtlich der “metaphergläubigen” hermeneutischen Front in der Sprachphilosophie, die die Referenzialität der metaphorischen Ausdrücke eher leugnet als anerkennt, sagen, dass es erst die den Metaphern eigene *emphatische Referenzialität* ist, die die prinzipielle Differenz zwischen Sprache und Welt (“Sein”) sichtbar macht.<sup>25</sup> Damit

23 Zu ‘Abhebbarkeit’ vgl. neuerdings auch die kognitionstheoretischen Ergebnisse der KI-Forschung bei Hausser 1996 (meine Besprechung in Mikulić 1999).

24 Vgl. hierzu neuerdings Lepore 1997.

25 Diese emphatische Bezugnahme scheint bei Metaphern auch dann vorzuliegen, wenn wir über ganz allgemeine Sachverhalte reden (vgl. etwa die Beispiele wie “Men are pigs”, “No man is an island”, “Die Welt ist eine Zeitbombe” etc.). Die emphatische

leisten sie eben etwas, was die unter den Hermeneutikern ansonsten so verpönte Prioritätsannahme der literalen Sprache, die ihre Gültigkeit von Aristoteles bis John Searle und Davidson behauptet, nicht vermag, nämlich den weltanschaulichen Holismus zu verhindern.

Paradox zugespitzt lässt sich sagen, dass *die Metaphern wörtlicher zu sein scheinen als die wörtliche Sprache selbst*, und zwar indem sie die Natürlichkeit der Verbindung zwischen Name und Ding unterbinden und erst dadurch das Bezeichnen auf dem Hintergrund einer ebenso zwischen den Zeichen untereinander wie zwischen den Zeichen und der nicht-sprachlichen Welt waltenden radikalen Differenz aufdecken. Es sind mithin erst die Metaphern, die anzeigen, dass Sein und Sprache *nicht* zusammenfallen, dass zwischen dem, was 'Sein' genannt wird, und der Sprache eine ontologische Differenz besteht, die selbst gegen den Urheber dieser Wendung, Martin Heidegger, und dessen späte Auffassung von Sprache als "Haus" des Seins zeugt. Denn die immer schon vermutete Kluft zwischen Wort und Welt, um deren Klärung es der philosophischen Sprachtheorie seit eh und je geht, wird nur durch die *Fremdheit* des *metaphorischen* Namens offenkundig, und nicht schon durch die identifizierende Beziehung von Name und Sache schlechthin. Die Beziehung muss vorab als Differenz verstanden worden sein, um eine Identifikation herstellen wollen zu können.

Daher scheinen es erst die Metaphern als innersprachliches Phänomen erforderlich zu machen, dass die besagte Differenz als Differenz verstanden und aufrechterhalten und nicht hermeneutisch-philosophisch zu einer Gleichursprünglichkeit nivelliert wird. In dieser Hinsicht sprechen die Metaphern gleichermaßen gegen ihre (mehrheitlich sprachanalytischen) Feinde wie gegen ihre (mehrheitlich hermeneutischen) Freunde. Um dies genauer aufzuzeigen, müssten metaphorische Aussagen ebenso wie nichtmetaphorische auf klassische Fragestellungen wie Prädikation, Referenz und Wahrheitswert hin geprüft werden, was aber über den gegenwärtigen Zusammenhang hinausführt.

Primljeno: 5. decembra 2013.

Prihvaćeno: 15. decembra 2013.

---

Referenz ergibt sich dabei nicht aus dem Verweis auf konkrete Gegenstände, sondern aus einer Art Mobilisierung der Kenntnis der intensionalen Begriffsbedeutung bzw. der wortsemantisch oder enzyklopädisch definierten Kenntnis des besprochenen Gegenstands, so dass sich der betreffende Referent etwa mit der Phrase umschreiben läßt: "Dieses x, was wir N nennen, ist ...".

## Literaturverzeichnis

- Black, M. (1962), "Metaphor", in: *Models and Metaphors*, Ithaca UP
- Black, M. (1993), "More On Metaphor" in: A. Ortony (ed.), *Metaphor and Thought*, Cambridge University Press (1st ed. 1979), pp. 19-43
- Debatin, B. (1995), *Die Rationalität der Metapher: Eine sprachphilosophische und kommunikationstheoretische Untersuchung*, Berlin-New York: Walter de Gruyter, Grundlagen der Kommunikation und Kognition, 1995 (zugleich: Berlin, Techn. Univ., Dissertation, 1994)
- Derrida, J. (1972), *La mythologie blanche*, in: Derrida, J., *Marges de la philosophie*, Paris: Minuit S. 241-324;
- Derrida, J. (1987), *Le retrait de la métaphore*, (1978) in: Derrida, J., *Psyché. L'invention de l'autre*, Paris: Galilée, S. 63-95;
- Frank, M. (1992), *Stil in der Philosophie*, Stuttgart: Reclam (Universal-Bibliothek);
- Goodman, N. (1979), "Metaphor as Moonlighting", in: *Critical Inquiry*, Vol. 6, No. 1, pp. 125-130
- Goodman, N. (1984), *On Mind and Other Matters*, Cambridge: Harvard UP
- Haack, S. (1994), "Dry Knowledge and real truth': *Epistemologies of Metaphor and Metaphors of Epistemology*", in: Hintikka, J. (ed.), *Aspects of Metaphor*, Dordrecht: Kluwer Academic Publisher, S. 1-37;
- Hesse, M. (1980), "The Explanatory Function of Metaphor" in: Hesse, M., *Revolutions and Reconstructions in the Philosophy of Science*, Brighton, S. 111-124;
- Hintikka, J. ed., (1994), *Aspects of Metaphor*, Dordrecht: Kluwer Academic Publishers;
- Indurkha, B. (1993), *Metaphor and Cognition*, Oxford: University Press
- Kittay, Eva F. (1987), *Metaphor. Its Cognitive Force and Linguistic Structure*, Oxford: Clarendon Press
- Lakoff, G. and Johnson, M. (1980), *Metaphors We Live By*, Chicago and London: The University of Chicago Press;
- Lepore, E. (1997), "Conditions on Understanding Language" in: *Proceedings of The Aristotelian Society, New Series—Vol. XCVII*, S. 41-60;
- MacCormac, Earl R. (1976), *Metaphor and Myth in Science and Religion*, Durham, N. C., Duke University Press
- MacCormac, Earl R. (1985), *A Cognitive Theory of Metaphor*, Cambridge/Mass.: MIT Press
- Martin, B. (1994), *Analytic Philosophy's Narrative Turn: Quine, Rorty, Davidson*, in: Dasenbrock, R. W. (ed.), S.125-143;
- Mikulić, B. (1996), "Family Disturbances: Metaphor, Simile, and the Role of 'Like'" in: Močnik, R. / Milohnić, A. (eds.), *Along the Margins of the Humanities*, Ljubljana: Institutum Studiorum Humanitatis, S. 103—135.
- Mikulić, B. (1999), "Der Abgesang der Metapher? Eine Übersicht der neueren Metapher- und Modellforschung" in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 1, 1999, S. 128-137.
- Mikulić, B. (2013), "Defining Metaphor. On two early accounts on metaphor by Aristotle and Hermogenes of Tarsus and their reception by modern interactionists" in: *Synthesis philosophica* 55-56 (1-2) 2013 (forthcoming)
- Ortony, A. (ed.), *Metaphor and Thought*, Cambridge University Press (1st ed. 1979)
- Pafel, J. (2003), "Metapher und kontrafaktische Rede" in: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* 13, 1, 2003, S. 25-49.

- Radman, Z., ed. (1995), *From a Metaphorical Point of View. A Multidisciplinary Approach to the Cognitive Content of Metaphor*, Berlin-New York: Walter de Gruyter 1995 (Philosophy und Wissenschaft Bd. 7).
- Ricœur, P. (1975), *La métaphore vive*, Paris: Éditions du Seuil (dt. Ricœur, P., *Die lebendige Metapher*, München: Wilhelm Fink Verlag, 1986)
- Schneider, H. J., Hrsg. (1996), *Metapher, Kognition, Künstliche Intelligenz*, München: Wilhelm Fink Verlag, 1996 (Erlanger Beiträge zur Wissenschaftsforschung).
- Tirrell, L. (1991), "Reductive and Nonreductive Simile Theories of Metaphor", in: *Journal of Philosophy*, 88, 7, 1991: pp. 337-358;
- Wheeler III, S. C. (1986), "Indeterminacy of French Interpretation: Derrida and Davidson", in: Lepore, E. (ed.), *Truth and Interpretation. Perspectives on the philosophy of Donald Davidson*, Oxford: Blackwell, S. 477-494

Borislav Mikulić

Modeli ili metafore? Napomene o 'prenosu' u filozofiji i nauci

137

Sažetak

Prilog ispituje pretpostavku o univerzalnosti metafore i njenu ulogu u diskursu filozofije i nauke. U prvom delu istražuje se teza o metafori kao „sveprožimajućem sredstvu“ (I. Richards) i njen uticaj na metadiskurs o filozofiji i nauci u prilogima nekih savremenih epistemologa nauke i filozofije jezika. Cilj rasprave je, s jedne strane, pokazati da se univerzalizacija metafore uglavnom više odvija kao prećutna zamena metafora modelima i analogijama nego kao razrada pretpostavljene konstitutivne uloge genuinih metafora u racionalnom diskursu. Na toj osnovi se u drugom i trećem delu pokušavaju pružiti argumenti za lociranje tradicionalno prepostavljene „iracionalnosti“ metafora da bi se iznova promislila važnost razlike između doslovnosti temeljnih jezičkih funkcija s jedne strane i emfatičnih iskaza sadržanih u metaforičkim izrazima s druge strane. Time se sugerira drugačiji (utemeljen na „normalnim“ jezičkim funkcijama) model vrednovanja metafora kao univerzalnih, legitimnih i epistemički inovativnih u racionalnom diskursu filozofije i nauke. Ovakvo gledanje na metafore dopušta da se verovanje u univerzalni karakter prenosa u jeziku i mišljenju temelji u univerzalnosti jezičnih funkcija, a ne u posebnosti metafore kao forme izričaja, a da se pri tome metafore i dalje smatraju onim što zapravo jesu: posebni i ujedno karakteristični deo jezika bez kojeg nikakav uvid u diferencijalni i materijalni karakter jezika ne bi bio moguć.

**Cljučne reči:** univerzalnost metafora, epistemologija i lingvistika prenosa, metafore vs. modeli, lociranje iracionalnosti, doslovnost metafore

## Models or Metaphors? Remarks on 'Transference' in Philosophy and Science

## Abstract/Summary

Dealing with the presumed universality of metaphor and its role in the discourse of philosophy and science, the article discusses, in the first part, the theses on metaphor as "all pervading means" of language and thought, raised by romantic and post-romantic philosophers of language, and its impact on the meta-discourse on philosophy and science in recent contemporary contributions by epistemologists of science and language philosophers. The aim of the article is to show, on one side, that this universalisation of metaphor has been operative in the recent philosophy rather as a tacit confusion of metaphors with models and analogies than as elaboration of the presumed constitutive role of the so-called genuine metaphor in the rational discourse. On this ground, the article tries to provide, in the second and the third part, additional and different arguments than those raised by 'friends of metaphor' for locating the presumed 'irrationality' of metaphor so as to re-examine the relevance of the difference between the literality of the underlying linguistic functions and the emphatic assertion by metaphorical expressions. As a result, in the fourth part, a different model has been suggested for estimating metaphors as universal, legitimate, and epistemically innovative in the rational discourse of philosophy and science. Such a view allows for conceiving of the presumed 'all-pervading' character of transference in language and thought as based on the universality of *linguistic functions* and yet enables to consider metaphors as what they actually are — a particular, but peculiar, intra-linguistic phenomenon without which no insight into the differential and material character of language and speech seems to be possible at all.

**Keywords:** universalisality of metaphor, epistemology and linguistic of transference, metaphors vs models, locating 'irrationality', metaphoric literality